

Frühmesse für die Toten : Tessiner Kurzgeschichte

Autor(en): **Margherita Moretti-Maina**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Frühmesse für die Toten

Tessiner Kurzgeschichte von Margherita Moretti-Maina

Ich war ungefähr acht Jahre alt. Meine Lebhaftigkeit stürzte mich in allerhand Gefahren. Dieses Mal floss mir das Blut aus der Nase, und Fiorina, die mir immer neue Umschläge von hellblauem, mit Essigwasser getränktem Papier auf die Stirne legte, redete mir gut zu, ich sollte nicht weinen, das Weh wäre nicht der Rede wert und schliesslich hätte ich es mir ja selbst zuzuschreiben.

«Sei lieb, hör auf zu weinen, sonst hört dich die Mama noch, und du weisst, wie sie sich gleich Sorgen macht, die arme Mama. Wenn du jetzt still bist, nehmen wir dich morgen früh zur Totenmesse mit.»

«Du hältst mich zum Narren», sagte ich; noch immer leise weinend, aber schon war ich bereit, einzulenken.

«Doch, du wirst sehen, wir nehmen dich mit. Heute ist die Nacht, in der die Toten wiederkommen, erst in die Kirche, dann kehren sie in ihre Häuser ein.»

«Wozu kommen sie zurück?» — «Wohl um in ihren Betten zu ruhen.» — «Das ist nicht wahr!» — «Natürlich ist es wahr.» — «Hast du sie gesehen?»

«Niemand sieht die Toten wiederkommen, es sind ja Geister. Aber man kann sie hören. Sie gehen mit blossen Füßen und flüstern leise. Weisst du, so ein leises Rascheln, wie wenn der Wind durch die Zweige der Pappeln fährt. Hast du's schon einmal in den Bäumen rascheln hören? Genau so hört sich's an.»

«Das glaub ich dir nicht.»

«Hör einmal zu: hast du je versucht, Wasser zusammenzudrücken? Du kannst es nicht. Aber in der kalten Luft wird aus dem Wasser Schnee, und du kannst kleine Ballen daraus machen, nicht wahr? Genau so kann die Phantasie den Geistern wieder Formen geben, und dann kann man sie auch hören.»

Phantasie, Luft, Wasser, Schnee ... Ich verstand lange nicht alles, aber ich stellte keine weiteren Fragen, sondern blieb still. Fiorina hatte zu tun, sie machte sich am Wasser und am Herd zu schaffen, dann verschwand sie plötzlich, um im Nu mit einem kleinen Sack in jedem Arm zurückzukehren.

«So, das wäre in Ordnung.» Dabei gab sie jedem der Säckchen einen leichten Schlag: «Mais und Weizen», sagte sie dazu.

«Für wen sind die Körner?» — «Für unsere Toten.» — «Picken die sie auf?» — «Dummkopf, ich meine für ihr Seelenheil. Für ihr Seelenheil sind diese Körner.»

Ich verstand immer weniger und so schwieg ich.

*

Man weckte mich, als die Glocken schon zum erstenmal zur Messe riefen. Noch einmal so düster klang der Ton in der Nacht, wie eine Stimme, die klagt und wimmert, und im gleichen Ton gaben die Glocken von Pura, Neggio und Magliaso Antwort darauf. Die Kälte, die jähe Unterbrechung meines Schlafes, das trübselige Geläute, ... es war mir recht unbehaglich zumute.

Meine Mutter war schon angezogen. Ein grosser, schwarzer Schal umhüllte ihre Schultern und ging ihr bis über die Knie hinunter, dass sie noch bleicher und grösser schien als sonst. Das Strenge und Mystische ihres Wesens wurde durch die schwarze Kleidung noch mehr betont. Beim Schein der Lampe schienen auch die Augen in dem bleichen Gesicht stärker zu leuchten als sonst.

Man bündelte mich in warme Kleider, und Fiorina erlaubte mir, die kleine Laterne zu tragen; denn Beleuchtung gab es auf dem Land damals nicht. Ich liess das Licht auf und ab gleiten, malte damit helle Lichtbündel auf Pflaster und Häusermauern und leuchtete immer wieder die Gestalten der Gläubigen an, wie sie so geheimnisvoll dunkel, über ihre weissen Säcklein gebeugt, dahinpilgerten. Hie und da wurde eine Katze durch das Licht aufgeschreckt und erschreckte mich durch das Phosphorgrün ihrer schillernden Augen.

In der Kirche waren schon fast alle Bänke besetzt. Fiorina schüttete vor allen den Inhalt ihrer Säckchen auf Tücher, die auf dem Boden ausgebreitet waren, und half uns dann, Plätze zu finden. In das Aufsagen der Psalmen klang das trockene Geräusch der Körner hinein, die sich in Sturz bächen auf die Tücher ergossen, dass die Haufen immer grösser wurden. Dann stimmte die Orgel das Kyrie an und die Frauen sangen laut. Manch eine aber hielt das Tüchlein an die Augen und weinte vor sich hin.

Der Duft von Weihrauch und Kerzen, der mir durch alle Poren drang, versetzte mich in eine andere Welt.

Als wir aus der Kirche gingen, dämmerte schon das Frühlicht, und da ich in die Strasse einbog, erblickte ich meinen See, wie er im Widerschein des hellen Himmels dalag, und ich breitete die Arme aus.

Eine Stimme sagte hinter mir: «Seht sie euch nur an, sie will den Priester spielen.»

Keine Spur. Ich grüsste nur mit ausgebreiteten Armen meinen See, der schon das Licht des Tages in sich aufgenommen hatte. Der Nachhall der Gebete blieb mir im Ohr wie Gesang von Menschen, aber das Silberlicht auf dem See war Himmelsklang, ein Lächeln, das vom Himmel auf die Erde niederstieg.

Auch heute, da die Jugend längst dahin ist, muss ich nur den See erblicken, und schon verwirrt sich mein Verstand vor hingerissenem Staunen. Ja, diese Melancholie, die mich in der Fremde ergreift, kommt wohl hauptsächlich davon, dass mir der See fehlt.

Zu dieser Freude meiner Augen gesellte sich ein Duft von frisch gebackenem Brot, ein echter Duft des Lebens. Und so bleibt mir die Erinnerung an jene morgendliche Totenmesse für immer mit der Vision der hellbeschiedenen Wasserfläche und dem Duft frischen Brotes verbunden. Wohl aus dieser Ideenverbindung des irdischen und geistigen Brotes heraus sagte eine Stimme: «Jetzt, wo

meine Toten gegessen haben, kann ich leichter atmen.» Bei diesen Worten sah ich in Gedanken wieder die Körnerhaufen vor mir liegen und überlegte, was wohl aus ihnen würde. Noch begriff ich nicht, dass in den Worten, die ich so eben gehört, die ganze Seele unseres Volkes lag, mit ihrem Dürsten nach dem Guten. Eine richtige Künstlerseele, die ihre Phantasie dazu verwendet, liebevolles Fühlen auszudrücken und durch Opferfreudigkeit innere Erfüllung erlangt. Fiorina hatte schon recht: wir spüren die Geister in uns, in der Tiefe unseres Gemüts. Es gibt keine Trennung von den Abgeschiedenen, solange wir die Stimme in unserem Innern zu vernehmen vermögen. Nur wer ohne geistigen Reichtum ist, lebt in dunkler Einöde.

Zu Hause wurden dann die Zimmer aufgeräumt, die Betten mit lavendelduftenden Leintüchern frisch bezogen und die Läden geschlossen, damit die Toten im Halbdunkel ruhiger schlummern könnten.

Am Abend dann — wir beteten gerade den Rosenkranz ab — hörte ich aus dem Zimmer nebenan ein leises Rascheln und flüchtige Schritte. «Da, jetzt gehen sie davon», sagte ich, als wäre es das Natürlichste von der Welt. Meine Mutter hielt einen Augenblick mit Beten inne und lauschte. Dabei sah sie mir prüfend ins Gesicht, als suchte sie darin nach Zeichen von Furcht. Sodann sagte sie zu Fiorina: «Sieh nach, ob die Kastanien gebraten sind!»

Gottfried Kinkel

Freiheitsheld und Dichter

Im Juni des Jahres 1949 waren es hundert Jahre, seit der Name Gottfried Kinkels als eines Freiheitskämpfers der zweiten deutschen Revolution (1848—1849) in die Schweiz drang. Nicht nur die Tatsache, dass Kinkel im Jahre 1866, nach seiner Berufung als Professor für Kunstgeschichte an das Polytechnikum in Zürich eine neue Heimat gefunden, sondern auch das bewegte und inhaltsreiche Leben dieses grossen 48er Revolutionärs rechtfertigen es, seiner bei diesem Anlass zu gedenken. Der Versuch, das Leben Kinkels nachzuzeichnen und das Bleibende seiner Leistung herauszustellen, wird uns zudem erleichtert durch eine Arbeit von Emil Bebler: «Conrad Ferdinand

Meyer und Gottfried Kinkel. Ihre persönlichen Beziehungen auf Grund ihres Briefwechsels» (Rascher Verlag, Zürich, 1949), die durch eine Reihe zum Teil noch nicht veröffentlichter Briefe neues Licht auf die Persönlichkeit Kinkels wirft und dessen Eigenart plastisch hervortreten lässt.

Johann Gottfried Kinkel wurde am 11. August 1815 als Sohn des strenggläubigen protestantischen Pfarrers Joh. Gottfried Kinkel zu Oberkassel bei Bonn geboren. Von 1831—1834 studierte er an der dortigen Universität, wo er theologische, philologische und philosophische Vorlesungen hörte. Nach einem weiteren Studienjahr in Berlin legte er im Januar 1836 mit glänzendem Erfolge sein